

HERBERT VORGRIMLER

Kirchliches Handeln und theologische Reflexion

Theologie ist die kritische Reflexion auf den christlichen und kirchlichen Glauben. Sie gehört zu den notwendigen Voraussetzungen für verantwortliches Handeln in der Kirche. Warum das so ist und warum ein Verzicht auf theologische Bildung gerade bei den Seelsorgerinnen und Seelsorgern fatale Folgen hat, bedenkt der emeritierte Münsteraner Dogmatiker. (Redaktion)

In diesem Beitrag soll, in aller gebotenen Kürze, aus der Perspektive des systematischen Theologen auf Fragen geantwortet werden wie: Warum und in welchen Grenzen muss die Theologie die unverzichtbare Basis jeder Pastoral sein? Warum müssen Seelsorger, und dies gilt insbesondere von den Hauptamtlichen, theologisch „gebildet“ sein? Warum ist theologische Weiterbildung das ganze Leben hindurch sinnvoll, ja sogar notwendig? Warum ist es für pastorale und kirchenpolitische Entscheidungen verhängnisvoll, wenn sie auf theologische Reflexion verzichten? Welchen Beitrag kann die Theologie für das konkrete Leben der Kirche im Alltag leisten?

Was Theologie ist, das ist selber wieder Gegenstand eingehender Diskussionen. Es ist allgemein bekannt, dass es „die“ Theologie nicht gibt und dass heutige Theologie in verhältnismäßig viele Einzelfächer mit manchmal sehr großem Anspruch gegliedert ist. Eine Voraussetzung, die hier gemacht wird und die weithin akzeptiert ist, ist die, dass wenigstens die systematische Theologie *Glaubenswissenschaft* ist. Genauer gesagt ist sie kritische Reflexion auf den christlichen und auf den kirchlichen Glauben. Sie ist nicht neutrale Religionswissenschaft. Sie befasst sich

methodisch mit der im Glauben vernommenen und angenommenen Offenbarung Gottes. Diese und der Glaube sind Gegenstand der Theologie. Gott ist nicht Gegenstand der Theologie, sondern er ist – wenigstens in dem hier zugrunde liegenden Verständnis – der Grund und die Ermöglichung des vernünftigen Nachdenkens und damit eben auch der Theologie. Es ist nicht möglich, hier auf den Wissenschaftscharakter dieser Reflexion genauer einzugehen. Er beruht auf einer methodisch genauen Anwendung der kritischen Vernunft, unter Beachtung aller Forderungen der Logik, insbesondere unter Vermeidung von Widersprüchen. Dass die systematische Theologie keine Wissenschaft im Sinn der Naturwissenschaften ist, nicht auf überprüfbaren und wiederholbaren Experimenten beruht, liegt auf der Hand. Dass sie dennoch Wissenschaft ist, das teilt sie mit mehreren anderen Wissenschaften.

Verstehen und Entscheiden

Für das Verhältnis der Theologie zur kirchlichen Praxis ist die Erkenntnis wichtig, dass es unterschiedliche Verständnisse des christlichen Glaubens gibt, nicht nur im Hinblick auf die kon-

fessionell getrennte Christenheit, sondern auch bereits innerhalb der (katholischen) Kirche selbst. Hier zeigt sich ein unmittelbarer Zusammenhang der Theologie mit der Praxis der individuellen Spiritualität wie auch mit der des kirchlichen Lebens. Das Gemeinte sei an zwei einfachen Beispielen verdeutlicht.

Die Zeugnisse der Überlieferung, die sich auf die Selbsterschließungen Gottes in seiner Geschichte mit der Menschheit beziehen, sind, sehr vorsichtig gesagt, nicht von Widersprüchen und Aporien im Gottesbild frei. Neben dem Gott, der nach den biblischen Zeugnissen und insbesondere nach den neutestamentlichen Texten zur Adam-Christus-Typologie ohne Verhältnismäßigkeit der Mittel straft, nämlich mit dem Sterbenmüssen, nach anderen Texten mit niemals endenden Höllenqualen physischer und psychischer Art, steht der Gott der Zurücknahme seines Zornes, des überfließenden Erbarmens, der allem menschlichen Handeln zuvorkommenden Gnade. Wie wären die dunkle und die helle Seite Gottes, von der einige Exegeten in letzter Zeit sprechen, zum Beispiel unter Berufung auf Jesaja 45,7, miteinander zu vereinbaren? Wäre es angezeigt, auf das Gottesdenken des tiefsinnigen Nikolaus von Kues († 1464) zurückzugreifen, der Gott nicht im Zusammenfall der Gegensätze, sondern jenseits dieses undenkbaren Zusammenfalls denken wollte, „hinter“ jener Mauer, in der gut und böse, Gerechtigkeit und Erbarmen, hell und dunkel, weiß und schwarz in eins zusammenfallen? Aber wäre der Rückzug auf das reine Paradox mit dem Denken der kritischen Vernunft vereinbar, wäre er sprachlich den Menschen unserer Zeit zu vermitteln? Oder würde sich aus den Textbeständen der Offenbarung

Gottes nicht die Notwendigkeit einer Option ergeben, auf welchen Gott eigentlich Verlass, Verlass auf Leben und Tod, sein könnte?

Ein anderes Beispiel: Womit lässt sich eigentlich die Heilsbedeutung Jesu begründen, und zwar eine Heilsbedeutung, die nicht nur alle Religionen, unsere Menschheitsgeschichte auf dem drittklassigen Planeten Erde umfasst, sondern den gesamten Kosmos, das expandierende Universum mit allen möglichen Lebewesen? Hängt die „Inkarnation“ Gottes am Sündenfall eines einzigen Menschenpaares? Hat Gott Wohlgefallen am Blut seines Sohnes, den er zum Gehorsam im Leiden für alle zwang? Haben die biblischen Texte recht, die eindeutig von „Sühne“, von „Loskauf“ und „Lösegeld“ (nicht nur „wovon“, sondern auch an wessen Adresse, etwa an die des Teufels?) sprechen? Wie verhalten sich diese Vorstellungen zu der Sicht, dass Gott der Vater selber als der immer schon versöhnte den Sohn zum „Denkmal“ der Versöhnung konstituierte (Röm 3,25), der die Verirrten und Verlorenen ohne Vorbedingung eines blutig sühnenden Todes in Liebe empfängt (Lk 15,11–32)? Läge Jesu Heilsbedeutung dann eher in seinem Charakter als letztes, unübersehbares und unüberholbares Zeichen der Liebe Gottes zu Menschen und Schöpfung? Genügt aber ein Zeichen, um von wirklicher und wahrer „Erlösung“ zu sprechen?

Nimmt man aus Respekt vor der menschlichen Nachdenklichkeit und Vernunft die Möglichkeit wahr, bei Fragen solcher gewiss nicht peripherer Art eine Entscheidung zu treffen, dann lässt sich als primäre Aufgabe der Theologie die *Hermeneutik* erkennen. Sie sollte Anleitungen geben zum Verstehen und Unterscheiden der Offenbarungstexte, Begründungen für ver-

antwortliche eigene Entscheidungen und Wegweisungen für eine Sprache, die „kommunikabel“ ist, die „ankommen“ kann. Bereits das eigene Verstehen in der Reflexion eines Menschen auf sich selber ist auf Begriffe und Sätze angewiesen, es bedarf der Sprache. Umso mehr gilt das von der Verständigung mit anderen über den Glauben. Dabei begründet die Theologie keineswegs den Glauben, auch die Eltern, die PredigerInnen und KatechetInnen begründen ihn nicht. Darum ist die Redeweise von der „Glaubensvermittlung“ mit größter Vorsicht zu verwenden.

Vom Glaubenssinn zum Konsens

Der Glaube eines Menschen geht vielmehr auf die direkten Impulse des Heiligen Geistes Gottes im Herzen eines Menschen zurück. Wenn von Gotteserfahrungen gesprochen wird, dann handelt es sich um Selbsterschließungen Gottes, um seine alleinige Initiative, die keiner menschlichen Instanz unterliegt. Da der Wille Gottes, wie seine Offenbarung eindeutig und nachdrücklich bezeugt, auf das Entstehen von Glaubensgemeinschaften abzielt – im Interesse der Menschheit, damit sie gemäß den Weisungen Gottes für sein endgültiges Kommen vorbereitet werden kann –, sind die individuellen Gotteserfahrungen kein Privatbesitz. Sie sollen durch Gespräche in Korrelation zu den Erfahrungen anderer gebracht werden. Diese Vorgänge, innere Wahrnehmung Gottes durch die Erleuchtung, die der Heilige Geist schenkt, und Kommunikation mit den Gotteserfahrungen anderer, heißen in der Sprache der kirchlichen Tradition „Glaubenssinn“ („sensus fidelium“) und Glaubenskonsens („consensus fidelium“). Es handelt sich um Vorgänge, die nicht ein für allemal abgeschlossen

sind. Das ergibt sich aus der Natur des Menschen, die selber geschichtlich ist, in bestimmter Hinsicht sich verändert, es ergibt sich aber auch aus der Selbsterschließung Gottes, in der sich immer neue Tiefen des göttlichen Geheimnisses auftun. Ein Mensch, der mit Gottes Offenbarung umgeht, erlebt einen Prozess der Reduktion und der Konzentration: Er erfährt, dass alle Gottesbilder und Gottesvorstellungen unzulänglich und vorläufig sind, dass sie mehr Unähnliches als Ähnliches von Gott aussagen (IV. Laterankonzil DH 806), und zugleich nimmt er wahr, dass die Vielfalt der Gotteserfahrungen, der Gottesvorstellungen und der Reden „über“ Gott letzten Endes nur auf das Eine, auf das unbegreifliche Geheimnis des nahen und fernen Gottes hinweist.

In allen diesen Vorgängen ist Theologie unverzichtbar; sie ist eine Reflexion, die – solange ein Mensch lebt, solange eine Glaubensgemeinschaft existiert – nie zu Ende ist. Das Geheimnis „Gott“ ist unerschöpflich. Es braucht wohl nicht eigens betont zu werden, dass das Gebet ein unverzichtbarer Bestandteil dieser Reflexion ist, denn letztlich und endlich ist Glaube ein Beziehungsgeschehen zwischen dem Du des sich offenbarenden und schenkenden Gottes, dem einzelnen menschlichen Du und der Glaubensgemeinschaft.

Verzicht auf Theologie?

Machen wir die Gegenprobe. Was wäre der Fall bei einem Verzicht auf die Theologie, auf ihre elementaren Bestandteile Reflexion und Gebet? Auch wenn auf das Gebet nicht verzichtet wird, bieten sich aus den konkret-praktischen Erfahrungen zwei Möglichkeiten an. Eine erste Möglichkeit, die in der Vergangenheit oft verwirklicht wurde, wäre der Verzicht auf kritisch-

vernünftige Reflexion des Glaubens. An ihre Stelle träte „blinder Glaube“, innere und äußere gehorsame Annahme von Sätzen wegen der höheren Autorität der Sprechenden. Dabei kann die Motivation einerseits darin bestehen, dass man der Autorität einmal Gehorsam um jeden Preis versprochen hat, andererseits darin, dass man der Meinung wäre, die Sprechenden hätten nun einmal die höhere Kompetenz; sie hätten schließlich die Sache studiert, möglicherweise besäßen sie den Heiligen Geist in größerer Quantität als der Gehorsame. Das Gebet nähme bei einem solchen Verzicht wohl unvermeidlich die Form stereotyper Formeln an, während das Gebet des Nachdenklichen und Kritischen eine ununterbrochene Auseinandersetzung mit dem unbegreiflichen Gott, auch in der Form von Frage, Klage und Anklage, ist.

Eine zweite Möglichkeit wäre der Ersatz des vor der Vernunft verantworteten Glaubens durch ein blindes Eintauchen in Gefühle. Diese zweite Möglichkeit ist heute wohl eine sehr weit verbreitete Form von Religiosität, von hemmungslosen Verlegern, die sich für christliche Exponenten halten, millionenfach vermarktet. Eine von Gefühlen beherrschte Spiritualität ist frei von Bedenken, sich Gott zurechtzumachen als kuschelweichen Schmuse-Gott („Gott, mein bester Freund“), dem man auf die Schulter klopfen, den man in den Arm nehmen kann. Sie nimmt das Schweigen Gottes nicht ernst. Sie verharmlost das tragische und brutale Geschehen in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen der Menschheit, weil sie von der alltäglichen Nabelschau dominiert ist („Wie geht’s mir heute?“), und missbraucht dasjenige, was sie für Glauben hält, als Lebenshilfe („Religion macht glücklich!“ „Glauben ist einfach schön!“).

Beide Möglichkeiten kommen im Verzicht auf den Gebrauch von Vernunft überein und eben dadurch sind sie nichts anderes als Absagen an das Wesen oder die Natur des Menschen und auf deren Grund als Verweigerung gegenüber dem Gott, der den Menschen als vernunftbegabtes und vernünftiges Wesen gewollt hat und will, nicht als Marionette und nicht ausgeliefert an die Wellen der Emotionen.

Historische und praktische Wissenschaft

Die Theologie, von der hier die Rede ist, existiert im Raum der christlichen Kirchen. Sie ist eine *kirchliche Wissenschaft* und deswegen eine an der Praxis orientierte *Geschichtswissenschaft*. Die Theologie bezieht sich nicht nur und nicht einmal in erster Linie auf den Glauben der einzelnen, von der Gotteserfahrung getroffenen Menschen und auf deren individuellen Glaubenssinn. Sie hat es vielmehr primär mit den sekundären Sätzen zu tun, die sich aus den Erfahrungen, Gesprächen und Auseinandersetzungen vieler Generationen von Glaubenden ergeben haben. Aus guten Gründen existiert in der katholischen Kirche ein Lehramt, das die geschichtlich gewordenen Sätze in seine Obhut nimmt und in Erinnerung ruft, damit die Kirche der Gegenwart ihre Identität mit der Kirche des Anfangs und damit ihre Treue zur Offenbarung Gottes nicht verliert. Dabei ist aber zu bedenken, dass den einzelnen in der Geschichte formulierten Sätzen und Lehrstücken jeweils eine je eigene Theologie einer bestimmten Zeit, bestimmter Menschen, bestimmter Mentalitäten zugrunde lag. Und ferner ist zu bedenken, dass auch die Autoritäten des kirchlichen Lehramtes ohne ihre jeweils eigene Theologie,

ihr Nachdenken, ihre Interessen, ihre Sprache, gar nicht tätig werden könnten. Wer in Übereinstimmung mit der Kirche der Apostel glauben möchte, wer außerdem seinen Glauben in Übereinstimmung mit dem Glauben der Lehrautorität bringen möchte, der ist unweigerlich auf Theologie als Geschichtswissenschaft angewiesen – andernfalls wüsste er gar nicht, was er glaubt. Im Hinblick auf die Offenbarung Gottes selber, vor allem aber hinsichtlich der in zwei Jahrtausenden gewordenen kirchenamtlichen Lehren gilt die Feststellung des II. Vatikanischen Konzils, dass es eine Rangordnung, eine „Hierarchie“, der Glaubenswahrheiten (Ökumenismusdekret 11) gibt, je nach ihrem Zusammenhang mit dem Fundament oder Kern des christlichen Glaubens. Wer fromme Lehren, etwa Äußerungen einer bestimmten Marienverehrung, oder rigorose Moralauffassungen früherer Zeiten als erstrangige Zeugnisse des Glaubens ausgibt, der führt andere in die Irre. Wer alle Dichtungen, Bilder, Einkleidungen in biblischen Texten für geschützt durch Gottes Offenbarung hält, der missachtet, dass Gottes Garantie nur für solche Wahrheiten gilt, die er „um unseres Heiles willen“ in der Heiligen Schrift aufgezeichnet wissen wollte (Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die göttliche Offenbarung 11). Was das Fundament des christlichen Glaubens ist, was Wahrheiten „um unseres Heiles willen“ sind, das ergibt sich nur durch intensives methodisches Bemühen, nicht aufgrund autoritärer Behauptungen und nicht aufgrund frommer Annahmen. Dieses Bemühen kann sich nicht nur auf einen aktiven, wachen Verstand stützen. Es braucht Sachwissen, Informationen. Diese erhält die systematische Theologie von der Exe-

gese; die Hilfen für das Verstehen, unter welchen früheren Bedingungen Lehrsätze entstanden sind, bezieht sie von der Kirchengeschichte, der Dogmengeschichte und der Patrologie. Nur durch diese Hilfen entkommt sie der Gefahr, Ballast zu verteidigen, der die HörerInnen der Verkündigung ganz unnötig belastet, und Antworten auf Fragen anzubieten, und nicht nur anzubieten, sondern weitschweifig auszubreiten, auf Fragen, die heute niemand mehr stellt. Wenn Vertreter der kirchlichen Praxis meinen, auf solche Anstrengungen verzichten zu können, dann werden sie in der Versuchung sein, Bibelzitate einzusetzen, wie es ihnen passt, oder auf drittrangige Äußerungen der Spiritualität höchsten Wert zu legen, die ihnen aus diesem oder jenem Grund besonders sympathisch sind. Das Ergebnis wird Unglaubwürdigkeit, Willkür und Verwirrung sein.

Kritische Funktion der Theologie

Bei der Beschäftigung der kritisch forschenden Theologie mit Äußerungen der kirchenamtlichen Lehre ist es nicht selten vorgekommen, dass die Theologie auf Einseitigkeiten und Defizite in Verlautbarungen des Lehramts aufmerksam gemacht hat. Die amtlichen Autoritäten sind in der Vorbereitung ihrer normalen Veröffentlichungen keineswegs „unfehlbar“. Sie leiden wie alle Menschen unter Unaufmerksamkeit, Bequemlichkeit und Neigungen zum Missbrauch, aus Gründen der Überstrapazierung ihrer Autorität. Sie behaupten, den Glauben des einfachen Volkes schützen zu müssen, und übersehen dabei absichtlich, welche fragwürdige Theologie diesen Volksglauben trägt und ihn nicht selten in die Nähe von Aberglauben bringt. Sie las-

sen es häufig an überzeugenden Argumentationen, Begründungsgängen fehlen und meinen, mit Drohungen, Diskussions- und Frageverböten, Forderungen nach schlichtem Gehorsam ihre Sorgfaltspflicht zur Genüge zu erfüllen. Dem gegenüber hat die fragende und prüfende Theologie eine kritische Aufgabe im Dienst der ganzen Glaubensgemeinschaft, letztlich im Dienst der Offenbarung Gottes. Die Wahrnehmung dieses „Wächteramtes“ sollte von den Autoritäten nicht schulmeisterlich mit überheblicher Besserwisserie, sondern mit der Demut, die dem höheren Amt zukommt, und in geschwisterlicher Solidarität angenommen werden.

Theologie und konkretes Leben der Kirche

Die eben skizzierte kritisch begleitende Funktion kommt der Theologie auch hinsichtlich der konkreten Praxis der Kirche, vor allem in den Bereichen der Liturgie einschließlich der zur Liturgie gehörenden Sakramente und in den Bereichen der Wortverkündigung zu. Manches, was die Predigt betrifft, wurde im Vorhergehenden bereits erwähnt. Eine überzeugende, die historischen Sachverhalte respektierende Theologie und Spiritualität des amtlichen Priestertums fehlt weitgehend, weil die vorhandene unter zu hoch greifenden ideologischen Konstrukten („Stellvertreter Jesu Christi“, „in der Person Christi handeln“) leidet. Amtliche Bücher zum Bereich der priesterlosen Gottesdienste lassen deutlich erkennen, dass für ihre Verfasser die „Laien“ weiterhin als bestenfalls zweite Klasse von Christen gelten. Die vorhandenen liturgischen Texte (Orationen, Akklamationen) müssten sorgfältig theologisch analysiert werden. Wel-

ches „Gottesbild“ oder welche disparaten „Gottesbilder“ enthalten sie, welche Auffassungen von der Schöpfung (der „Welt“), welche Zielvorstellungen vom Weg der Glaubenden durch die Zeit? Vergleichbare Fragen wären im Hinblick auf die geistlichen Lieder zu stellen. Besonders anfällig für theologisch schiefe Formulierungen sind die Fürbitten. Welches Eingreifen Gottes in Naturabläufe suggerieren sie? Inwiefern ehren sie Gott den Vater als den eigentlichen Adressaten aller liturgischen Gebete? Wie oft sind sie von Überheblichkeit und Schuldzuweisungen geprägt? Sehr viele Predigten sagen mehr über den aktuellen psychischen Zustand des Predigers als über die Botschaft Gottes in die konkrete Situation der Hörenden aus. Häufig erfahren diese irgendwelche Erlebnisse oder Tätigkeiten des Redners. Nicht selten unterschätzt dieser die theologischen und religiösen Interessen der Hörenden und deren geistiges Niveau; ablesen lässt sich diese Unterschätzung leicht an den vorgetragenen läppischen Geschichtchen. Welche Konzepte oder Nichtkonzepte vertragen die Ausstattungen der Kirchen? Wer sich solchen, leicht vermehrbaren Problemen und Fragen stellt, dem leuchtet die Dringlichkeit theologischer „Bildung“ der Hauptamtlichen in der Kirche und die Bedeutung einer fortwährenden Weiterbildung unmittelbar ein.

Die These, dass aller Voraussicht nach die ökumenischen Anstrengungen nicht zu einer institutionell alle Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften umfassenden Großkirche führen werden, sondern dass das erreichbare Ziel „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ heißt, gewinnt immer mehr an Boden. Wenn den Pfarrgemeinden und den einzelnen Christen überhaupt

an Versöhnung und Frieden, an gemeinsamem Zeugnis der getrennten Christen gelegen ist, dann müssen die ökumenischen Möglichkeiten auf der „unteren“ Ebene immer stärker genutzt, müssen die heute weit verbreiteten Apathieerscheinungen und Trägheiten aufgegeben werden. Das bedeutet die Notwendigkeit, sich gegenseitig kennenzulernen, weil Gespräche unverzichtbare Bestandteile des Zusammenlebens und -wirkens sind. Zu ihnen gehört auch ein Eingehen auf das Trennende, weil nur bei Kenntnis dessen, was die Mentalitäten trennt – das gilt nicht nur für die Ökumene, sondern auch für innerkatholische Zwistigkeiten – Klarheit darüber geschaffen werden kann, inwieweit man bereit sein kann, die Andersheit des Anderen nicht nur zu tolerieren, sondern in ihrem positiven Eigenwert anzuerkennen. Wie soll das aber ohne eingehen des Glaubenswissen und damit ohne Theologie möglich sein?

Um eine diskussionsfähige Ethik

Ein letzter Gesichtspunkt sei hier noch angesprochen. Die heutige Gesellschaft ist unter anderem weitgehend von den Wissenschaften geprägt. Erkenntnisse der Naturwissenschaften, etwa der Medizin, finden lebhaftes Interesse und sind oft Gesprächsgegenstand. Selbstverständlich sind nicht alle Christen imstande, einen sachkundigen Dialog mit Wissenschaftlern über deren Gebiete und Tendenzen zu führen. Aber darf man nicht von Christen erwarten, dass sie über Grundprobleme der Ethik, die sich heute zeigen, informiert sind sowie imstande und bereit sind, sich dazu zu äußern, was Eigenart und Eigenwert einer christlichen Ethik ausmacht? Vor allem sollten sie fähig sein,

ihre ethischen Grundsätze argumentativ zu begründen und so zu einem Konsens in einer Gesellschaft beizutragen, die zunehmend säkularisiert ist. Die schwerwiegenden Fragen, die durch die Forschung an embryonalen Stammzellen oder durch die Diskussion um aktive, direkte Sterbehilfe aufgeworfen werden, können in dieser Gesellschaft nicht mehr beantwortet werden durch den Hinweis auf die „Gebote Gottes“. Die theologische Ethik verweist in dieser Situation auf die Möglichkeit, ethische Standpunkte teleologisch, mit nachdrücklichen Hinweisen auf die Folgen einer Verhaltensweise, zu begründen: „Bei allem, was du tust, mein Kind, bedenke das Ende“ (Sir 7,36). Die Beschäftigung mit theologischer Ethik hat, wie die Beispiele zeigen, erhebliche praktische Bedeutung. Eine weitere Beobachtung kommt hinzu. Die überlieferte Lehre vom „Glaubenssinn“ in den Herzen der Menschen hat ihre ethische Entsprechung in der Lehre vom Gewissen als der Stimme Gottes im Herzen der Menschen, als erstrangiger ethischer Instanz. Nun ist allerdings bekannt, wie sehr das Gewissen durch determinierte Faktoren (etwa Alkoholmissbrauch in früheren Generationen), durch religiöse Erziehung oder durch Indoktrination deformiert sein kann. Nur streng wissenschaftlichem Bemühen kann es gelingen, solche Faktoren zu analysieren und auf die Folgen eines beschädigten Gewissens aufmerksam zu machen.

Nicht alles, was in der Themenstellung angekündigt war, konnte hier konkret angegangen werden. Es ist zu hoffen und zu wünschen, dass sich beim kritischen Überdenken dieser Ausführungen die praktischen Konsequenzen von selber zeigen.